

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 5

Artikel: Das Wunder im Bergholz : Roman [Fortsetzung folgt]
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665074>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS WUNDER IM BERGHOLZ

Nahezu vollzählig und mit größter Spannung betraten die Bürger am letzten Tag des Jahres das Gemeindelokal. Jeder Eintretende suchte mit den Augen seine Leute und trachtete in ihre Nähe zu gelangen. Die kantigen, alttestamentlich struppigen Köpfe, die vom Rauch aus den kurzen Pfeifen bald wie härtige Bergtannen im Nebel umschleiert wurden, wiegten sich in Männerwürde und Männerstolz. Nach der Protokollverlesung schilderte Präsident Rohrbach unter lautloser Aufmerksamkeit die Vorgeschichte des Kraftwerkprojektes, entkräftete die Einwände gegen dessen Ausführung, teilte mit, daß die übrigen Talgemeinden den ihnen zufallenden Kostenanteil bereits gesprochen hätten, und setzte sich namens des mehrheitlichen Gemeinderates ebenfalls für die Beitragsleistung ein. „Zeigt euch auf der Höhe der Zeit und stimmt so, daß ihr euren Entscheid vor den kommenden Generationen zu verantworten vermögt“, schloß er.

Nach Eröffnung der Umfrage entstand ein immer lauter werdendes Gemurmel und Gebrummel. Die Gegner des Werkes, denen durch die Rede Rohrbachs aller Wind aus den Segeln genommen worden war, hockten betrübt und bedrückt in den Bänken, während die Anhänger kampflustig die Hälse reckten. Beide Lager hatten lang voraus ihre Redner bezeichnet; aber aus Furcht, das Pulver allzu voreilig zu verschießen, wagte es jetzt keiner, sich als erster seiner Pflicht zu entledigen.

„Wenn sich niemand zu äußern wünscht, schreiten wir zur Abstimmung“, sagte Rohrbach.

Da meldete sich zu aller Erstaunen Melchior Anderegg zum Worte. Das Gemurmel brach jäh ab, die Männer sahen sich an, wie wenn ein feuriges Meteor vor ihre Füße gefallen

wäre, und suchten mit zwinkernden Blicken eine Brücke geheimen Einverständnisses zwischen Freund und Gegner zu schlagen. Melchior, der ob dem Gezänk um das Kraftwerk ein wenig in Vergessenheit geraten war, stand aufrecht da. In seinem Gesicht mit den offenen, freigeschwungenen Zügen und in den hellen Augen wohnte der klare Tag. Er sprach gelassen und sicher, und es war zu erkennen, daß sein Sinn nicht auf Kleinigkeiten, sondern einzig auf das Wohl der Heimat gerichtet war.

„Liebe Mitbürger, das umstrittene Werk wird dem Tal eine Periode wirtschaftlicher Entwicklung bringen. Davon bin ich fest überzeugt, und die Beweise dafür brauche ich nicht zu wiederholen. Leider ist unsere Gemeinde durch eine maßlose Heze in zwei Parteien gespalten worden. Statt daß wir uns gegenseitig ruhig ausgesprochen hätten, wie es sich unter Männern geziemt, schlug sich jeder hinter die Barrikade seines Klüngels und wühlte sich tiefer in den Haß gegen die Widersacher hinein. Man sollte sich darauf besinnen, daß wir auch nach der heutigen Abstimmung, wie sie auch ausfallen möge, weiter miteinander leben müssen, und daß man die Gegner nicht einfach aus dem Dorfe jagen kann. Deshalb muß die Eintracht wieder hergestellt werden. Die Einsichtigen auf beiden Seiten wünschen ja auch gar nichts anderes, und mit einigem guten Willen gelangen wir leicht an dieses Ziel. Was uns alle mit Sorge erfüllt, ist nicht die ausgedroffene Frage, ob wir die Zukunft mit oder ohne elektrischen Strom bestehen werden, sondern lediglich die Höhe des Opfers, das von uns gefordert wird, und die Schwere der Verschuldung, in die wir uns begeben werden. Aber auch da sind Besinnung und Weitblick am Platze. Obwohl das aufzubringende Kapital auf den ersten Blick ungeheuerlich erscheint, wird

die Schwierigkeit mit vereinten Kräften doch zu bewältigen sein. Die berechnete Amortisation und die zu erwartende Rendite rechtfertigen die Gutheißung der gemeinderätlichen Vorlage voll- auf. Eine Ablehnung würde uns im Lande her- um dem Spott preisgeben. Wir wollen uns nicht als Hinterwäldler, wir wollen uns als aufge- schlossene Talbewohner benehmen. Lassen wir die Leidenschaften begraben und uns zuversicht- lich in die kommenden Tage blicken. Das ist es, was ich euch zu sagen hatte.“

Melchior Anderegg setzte sich. Nur vereinzel- ter Beifall wurde laut, und zu hinterst im Saale lachte jemand. Die meisten hielten sich still, wie- wohl ihnen die Rede aus dem Herzen gesprochen war. Die Gegner des Kraftwerkes schüttelten das Haupt, es fiel ihnen schwer, Zugeständnisse zu machen, ohne sich etwas zu vergeben; die Freunde waren vor Ueberraschung wie vor den Mund geschlagen. Präsident Rohrbach fragte an, ob noch jemand zu sprechen verlange.

Nach einer Pause räfelte sich Sämi Böhrlı aus der Bank, ein verwilderter Lärmmacher, der mit seinem Maulwerk eine Rolle auf der Straße spielte. Dieser Sämi Böhrlı, dessen Stimme kollerte und rasselte, als ob ein Haufen zersplit- terter Bretter durcheinander geworfen würde, helferte, auf Anderegg deutend, über die Köpfe hinweg:

„Auf diesen Scheinheiligen haben wir gerade gewartet, das ist der Rechte. Es braucht schon ein gehöriges Fuder Frechheit, uns Anstands- lehren zu erteilen, wo man vor der eigenen Türe so viel zu wischen hätte. Und was ist das für eine jämmerliche Kunst, den Bau des Kraft- werkes zu verfechten, wenn man dazu selber kein Lausgroß beizusteuern hat. Schweigen bekäme ihm wahrhaftig viel besser.“

Sämi Böhrlı brach ab und schaute rundum, um sich an der Wirkung seiner rhetorischen Tat zu erlaben. Zu hinterst im Saal lachte wieder jemand, schlabbig und versteckt, man wußte nicht, ob über den Angerempelten oder den Rempler selber. Das war alles. Und weil der Anwurf weiter nicht zu Notiz genommen wurde, krümmte sich der Redner kleinlaut auf den Sitz zurück. Und wieder herrschte Stille, eine Stille, die peinlich wurde. Niemand wagte es, heraus-

zutreten; man lief Gefahr, zu unterliegen oder ganz allein zu bleiben. Die Stimmung war un- durchsichtig, unwägbar.

Da stand Förster Znäbnit auf und stellte mit bedächtigen Worten den Antrag, die Tagung aufzuheben und die Vorlage kurz nach Neujahr einer außerordentlichen Gemeindeversammlung zur endgültigen Behandlung zu unterbreiten. Damit wäre den Bürgern Gelegenheit geboten, über die Bedeutung des Bauvorhabens noch ein- mal in Ruhe nachzudenken. Man wolle weise sein und nichts überstürzen.

„Ihr hört den Verschiebungsvorschlag; er steht zur Diskussion.“

„Schluß! Abstimmen!“ rief es im Chor.

„Wer für den Antrag Znäbnit ist, mag es bezeugen.“

Wie auf militärisches Kommando flogen die Hände in die Höhe. Nur Sämi Böhrlı saß reg- los auf seiner Bank und stierte zu Boden.

„Ich danke“, jagte der Präsident. „Die Ver- sammlung ist geschlossen.“

Beim Verlassen des Gemeindelokals fühlte Melchior Anderegg, daß er einen Sieg mit sich davontrug. Aber es dünkte ihn merkwürdig, daß ihm etwas im Wege stand, dieses Sieges richtig froh zu werden.

IV.

Mit seiner zur Einigkeit mahnenden Rede in der Gemeindeversammlung hatte Melchior An- deregg dem Faß den Boden gänzlich ausgeschla- gen, so daß der Rest von Gutmütigkeit und Dul- dung im schattenhalben Bergdorf wie verschütte- ter Wein in die Gasse rann. Das anfängliche Stillschweigen zu seinen Worten ging bald in ein neues Gewisper und Gemunkel über. Die Anhänger des Kraftwerkbaues glaubten sich durch die Vertagung der Vorlage um den siche- ren Erfolg gebracht. Der von niemand erwartete Ausgang der Geschäftsbehandlung saß ihnen wie ein Widerhaken im Fleische. Durch die un- berufene Einmischung Andereggs sei die Sache verpfuscht und verläppert worden, hieß es; und die Gegner, die jetzt Oberwasser hätten, würden kein Mittel scheuen, das Projekt unter den Tisch zu wischen. Aber man solle sich nur nicht ver- rechnen; sie seien auch noch da und wollten den

Alten zeigen, wer in der Gemeinde den höchsten Trumpf ausspielt. So polterten die Befürworter mit geballten Fäusten in den Wirtschaften herum. Ihre Sprache roch nach Pulver und nahm gegen Anderegg, den sie des Verrates bezichtigten, bedrohliche Formen an. Gott gnade ihm, wenn das Kraftwerk durch seine Schuld bachab geschickt werde.

Und Melchior bekam den wieder aufflackern- den Haß deutlich genug zu spüren. Es war die reine Verschwörung, die wie eine trübe Woge gegen ihn anflutete; die teuflischsten Ränke wurden erfunden, um ihm das Leben zu vergällen. Burschen, die hinter den Ohren kaum trocken waren, spuckten auf offener Straße vor ihm aus; in der Dunkelheit lauerten sie ihm auf, schepperten vor Kälte mit den Zähnen und warfen aus Wut darüber, daß er ihnen nicht in die Finger lief, mit Eisbrocken und Steinen nach seinem Fenster. Schnitzlermeister Buri, bei dem er nach beendeter Lehre und nach dem Tod der Eltern als Geselle in Arbeit stand und wohnte, schaute dem Treiben einige Nächte zu. Dann legte er den Hund an die lange Kette; doch eines Morgens lag das Tier vergiftet vor der Haustür. Die Fahndung, flau und widerwillig an die Hand genommen, wurde binnen kurzem ergebnislos fallen gelassen.

Das Dorf war durch Nachtbubenstreiche und Hänkel unter der Jungmannschaft berüchtigt. Die Beulen, Schrammen und Narben wurden als Ehrenzeichen getragen, und niemand besaß den Mut, den Unfug mit behördlicher Hilfe aus der Welt zu schaffen. Auch die gesetzteren und anständigeren Leute ließen den Dingen den Lauf. Die Jugend müsse sich während des Winters austoben; bei den großen Landarbeiten vergingen ihnen dann die Flausen von selber, philosophierten sie.

An einem Samstag gegen Abend betrat Sämi Böhrlı mit zwei Flaumbärten die Gaststube zum „Steinbock“. Sie waren alle bereits ange- dreht, doch tranken sie weiter Schnaps und Wein durcheinander, gröhlten und stießen prahlerische Drohungen aus, ohne daß sich jemand um sie kümmerte. Die Wirtleute und das Schank- mädchen hatten droben im Saal und draußen in der Küche zu tun. Die drei Rumpane wurden

zusehends frecher und zorniger, weil sich ihnen kein Widerstand darbot. In ihren umnebelten Gemütern regte sich die Lust, ihre Kraft zu er- proben.

„Wißt ihr was?“ geiferte Böhrlı. „Wir ge- hen zu Anderegg hinüber; der soll den Buckel einmal voll bekommen. Es trifft sich günstig, sein Meister ist heute weggefahren.“

Der Lärm verrauschte, es kam wie eine Er- lösung über sie. In ihren Bauernkitteln hockten sie am klobigen, verschmierten Tisch, die Linke auf das ausgebogene Knie gestemmt, mit der Rechten das Glas umkrallend. Sie steckten die erhitzten Köpfe näher und näher zusammen und entwarfen tuschelnd ihren Feldzugsplan. Da fuhr eine Faust auf die Platte. Das Mädchen erschien, um nachzusehen, ob noch etwas ver- langt werde.

„Bezahlen!“ befahl Böhrlı.

Dann hoben sie sich davon. Draußen war es unterdessen Nacht geworden. Der Schnee lag gefroren auf den Wegen, glitzerte im Licht aus den Stuben und Ställen und knirschte unter jedem Tritt. Die Finsterlinge wateten durch die noch nicht festgetretenen Stellen und schoben sich den Hausmauern und Hecken entlang.

Die Schnitzerei Buri stand an einem Seiten- gäßchen des Unterdorfes. Melchior Anderegg hatte den ganzen Tag selbstvergessen an einer Rehkitz gemeißelt und war ein wenig verspätet mit dem Aufräumen der Werkstatt beschäftigt. Als Späne und Splitter säuberlich an ein Häuf- chen gewischt waren, trat er, als könne er sich davon nicht trennen, nochmals zum lebensvoll aus dem Holz gezauberten Werk, beschaute es prüfend und strich mit den Fingerspitzen über die zierlich geschwungenen Linien und Flächen. Dabei war ihm, als erwärme sich die Figur unter der Berührung und als dränge sie sich ihm mit ihren Flanken zärtlich entgegen.

In diesem Augenblick fliegt die vom Haus- gang in die Werkstatt führende Türe auf, und durch die Oeffnung quillt wie eine Ausgeburt der Hölle das betrunkene Gelichter, voraus die zwei Milchbärte und als Nachhut Sämi Böhrlı, der sich hinter den andern versteckt zu halten trachtete. Rasch entschlossen erlangt Melchior Anderegg einen langstieligen Hammer und



DAS ALTE RATHAUS IN ZÜRICH 1400—1694

stellt sich zur Verteidigung und gleichzeitig zum Schutz der Rehkize mit dem Rücken an die Schnitzbank. So erwartet er den Kampf.

„Los, zu Boden mit ihm!“ schreit Böhrlı.

„Versuchts, ihr Lämmel!“ entgegnet Melchior. Seine Augen glühen, seine Rechte ist krampfhaft um den Hammergriff geballt. Keiner wagt sich ihm an den Leib.

„Vorwärts, stopft ihm das Maul!“

„Es müßten schon ein Duzend euresgleichen kommen, bis sie etwas zu bedeuten hätten. Heran, was besinnt ihr euch noch?“ höhnte Anderegg.

Jetzt schwingt der vorderste eine Stabelle empor und ist im Begriff, sie auf Melchior niederzuschmettern zu lassen. Aber da liegt der Angreifer schon in einem Winkel der Werkstatt. Dem zweiten schlägt Anderegg den Haken und wirft ihn gegen Böhrlı, so daß auch dieser

das Gleichgewicht verliert und alle drei durcheinander taumeln wie sich balgende, verknäuelte Jungkazen im Korb. Den Stuhlhelden, der sich feuchend emporrappelt, packt er am Krage und fährt mit ihm wie die Windsbraut in den Gang hinaus; dort versetzt er ihm einen Fußtritt ins Gefäß, daß er wimmernd und wie aus der Kanone geschossen durch die offene Haustür rennt, über die Schwelle stolpert und kopfboran in den Schneewaln stürzt. Mit dem zweiten, der sich immer noch auf dem schnaubenden Rädelsführer herumwälzt, hat er ebenso leichtes Spiel; auch er landet wie ein Wurfball draußen im Freien, wo er auf den ersten zu liegen kommt. In dem neuen Menschenhaufen stoßen sie sich mit Armen und Beinen und fluchen wie besessen, bis sie in der Winternacht allmählich ernüchtern und verkühlen.

(Fortsetzung folgt.)

S C H N E E

H A N S R O E L L I

Die Dämmerung bricht ein,
und auf die tiefen Gassen
und Gärten, die verlassen,
legt sich ein kühles Schne'n.

Die Kerzen und die Lichter
verflackern und ermatten,
und wandernde Gesichter
sind nur noch dünne Schatten.

Die Fernen und die Nähen
sind längst nicht mehr zu trennen.
Die Feuer, die noch brennen,
kann draussen keiner sehen.

Wohin geht unsre Reise,
und wird das Ende gut?
Es schneit sehr still und leise
auf Schultern und den Hut.